

ders stolz — und Scheuertücher. Scheuertücher, das ist Mutter's Aufgabe. Mutter? Natürlich, jetzt sieht man sie erst, das kleine graue Figürchen verschwindet fast hinter den Balken des zweiten Stuhles. Scheuertücher weben geht rascher als Bettzeug arbeiten — ritsch — ratsch, das Zeug wächst zusehends, prall und praller wird unten der hölzerne „Baum“. Das macht, weil das Garn viel dicker ist und die Breite viel geringer. Aber darum gibt es auch weniger dafür. Wieviel? Das verrät sie nicht. Es ist unter 3 Pfennig der Meter.

Dann schwingt sie sich mit der Behendigkeit eines Schulmädchens von der Weberbank und dreht am Spulrad den grauen Garnzopf auf die Spule. Alle erwachsenen Leute im Dorfe haben als Kinder am Spulrad gefesselt. Damals ging auch der große Webstuhl noch, der mit seinen acht Meter Länge nicht nur der größte im Dorfe, sondern in ganz Sachsen war. Jetzt ist er nach Bautzen ins Museum gebracht worden. Aber man kann ihn nicht aufstellen. Er ist zu lang für die Räumlichkeiten. Beim Weber in Weissa stand er in der Scheune, weil das Zimmer zu klein war, und zwei Mann waren nötig, um die gewaltige Maschinerie zu bedienen. Wenn er aber „aufgebäumt“ wurde, d. h. die Fäden für die Kette aufgewunden werden mußten, das war ein Fest für das ganze Dorf; der Schnaps floß in Fülle. Wagenplanen, wuchtige, breite Dinger, webte man auf diesem Monstrum.

Ein gewöhnlicher Handwebstuhl geht selten über seine drei bis vier Meter Länge hinaus, und für die Spezialartikel der Halbleinewebererei, für die sich das Handweben noch erhalten hat, sind sie meist noch kleiner. Aber sie fordern doch ihren Mann. Ebenso wichtig ist die Gewandtheit. Bei der Scheuertuch- und Schürzenstoffwebererei, wie sie in den meisten Fällen üblich ist, sieht man das nicht gleich auf den ersten Blick. Deutlicher wird es schon in dem kleinen Häuschen, aus dem die schönen, leinengelasteten Handtücher ihren Ausgang nehmen. Denn da arbeitet man mit verschiedenen Schützen und

hantiert wie auf einer Orgel, mit den Füßen auf sechs, sieben verschiedenen Trittschemeln. Der Stuhl ist gerade leer. Er muß erst „aufgebäumt“ werden, und dazu braucht man drei Mann. Einen, der dreht, einen, der den Kamm führt, und einen, der das Garn hält. Drei Leute sind nicht immer vorhanden, jetzt zur Commerszeit, wo das Korn noch draußen liegt und schon die zweite Mahd gehalten wird. Darum steht wohl auch die große Kiste voller künstlicher Blumen im Zimmer. Eine richtige Oberlausitzer Weberfrau kann nicht müßig geben. Steht der Webstuhl still, dann biegen und kleben die flinken Finger rosa Apfelblüten an Stiel und Kelch. Dazu schnurten die beiden Käsechen, das schwarze und das weiße, die dicht nebeneinander auf der Bank hocken, und der große Kachelofen umspannt mit wärmenden Armen die vielsenstrige Stube. Etwa tausend Handweber gibt es jetzt noch in der Oberlausitz, die zäh am altüberkommenen Erbe, an der altüberkommenen Technik festhalten. In die unzähligen anderen Häuser, besonders an Orten, wo es schon Fabriken gibt, wird der elektrische Strom benützt, hat in kleine und kleinste Unternehmungen mit zwei, drei Webstühlen die Technik ihren Einzug gehalten.

Es geht der Oberlausitzer Weberei nicht zum Besten, der maschinellen wie der Handarbeit. Natürlich. Welche Industrie hätte nicht Sorgen in dieser Zeit! Aber hier und da will man doch schon Stimmen hören, die von Aufschwung und Besserwerden reden, von neuem Mut, der die Weber zur Arbeit anspornt und manchen stillstehenden Webstuhl wieder in Gang bringt. Es ist ihnen sehr zu wünschen bei der Qualitätsarbeit, die sie mit ihrer Hände Fleiß hervorbringen. Mit demselben Fleiß, der die schmucken Dörfer aufbaute, in denen nie die gleiche große Not herrschte, wie in den vielbesprochenen Dörfern des Riesengebirges. Es ging wohl knapp her und bescheiden, und Suppe und Kartoffeln bildeten von jeher das Hauptnahrungsmittel. Aber man schlug sich durch, man bestand.



Ebersbach, ein typisches Weberdorf. Am Giebel rechts der Schützenvogel, das Wahrzeichen des Schützenkönigs.